

Der Festungsbau in der Alten Eidgenossenschaft vom 15. bis ins 18. Jahrhundert

Autor(en): **Meyer, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de
l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista
dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine**

Band (Jahr): **49 (1976)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

chen Burg im Machtbereich der Bischöfe von Utrecht auf. Ganz mit der Spätzeit des Burgenbaues befasste sich das Referat von M.T.J. Hoekstra, das eine eindrückliche Zusammenfassung der Ausgrabungen in der von Karl V. zu Beginn des 16. Jahrhunderts errichteten Festung Vreeburg in Utrecht bildete. Über einen spannenden Grabungsverlauf in einem mittelalterlichen Sakralbereich berichtete Sven Seiler, der die bis in die spätrömische Zeit zurückreichende Baugeschichte der Pfarrkirche St. Kolumba in Köln erläuterte, und Jürg Ewald führte anhand des Beispiels der St. Arbogast-Kirche von Muttenz eine jener von der Forschung eher vernachlässigten spätmittelalterlichen Kirchenburgen vor. Auf grosses Interesse stiess auch der Vortrag von A. Bazzana über die Burg d'Alcala de Chivert in Spanien, weil sich in dieser Festung arabische mit abendländischer Wehrarchitektur vereinigt hatte.

Die *Exkursionen* führten in die nähere Umgebung von Bad Münstereifel, in die nördliche Eifel und deren Vorland sowie in das Bergische Land. Nahe beim Tagungsort wurden ein Ringwall aus dem frühen Hochmittelalter sowie eine römische Kalkbrennerei besichtigt. In der Eifel und im Eifelvorland besuchte man die beiden Wasserburgen Arloff und Kirspenich, ferner die gewaltige Anlage der Hardtburg, bestehend aus einer auf eine Motte zurückgehenden Kernburg mit starkem Donjon und einer weiten Vorburg mit landwirtschaftlichen Nutzbauten. Im Freilichtmuseum Kommern erregte ein Wehrspeicher aus Mönchengladbach Aufsehen, handelt es sich bei diesem Gebäude aus dem 15. Jahrhundert doch um nichts Geringeres als um eine Spätform der mittelalterlichen Holzburg. Imposante landesherrliche Burgen aus Backstein wurden in Zülpich und Lechenich besichtigt; eine gut erhaltene Motte, umgeben von einem Wassergraben, konnte bei Kühlseggen besucht werden. Den Abschluss dieser Exkursion bildete die Begehung der Ruine Tomburg bei Rheinbach mit ihrem grossen runden Donjon aus dem späten 12. Jahrhundert. Die Exkursion ins Bergische Land begann mit der Besichtigung der Doppelkirche von Bonn-Schwarzrheindorf, einer imposanten romanischen Anlage aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Turmburg Haus Rott bei Troisdorf war das nächste Ziel, wo sich inmitten einer älteren Erdburg die Trümmer eines Steinturms erheben. Grosse Beachtung fand die Rennburg bei Winterscheid, eine riesenhafte Wehranlage aus dem 10. Jahrhundert, bewehrt mit Wällen, Mauern, Türmen und Toren. Bei Blankenberg an der Sieg stiess weniger die Burgruine als vielmehr der als Wüstung daliegende Stadtteil auf das Interesse der Teilnehmer. Die Besichtigung der Homburg lohnte sich nicht bloss wegen des spätmittelalterlichen Gebäudekomplexes, sondern auch wegen der reichhaltigen Sammlung aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit. Mit einem Besuch des Rheinischen Landesmuseums Bonn endete die Tagung. Dass der 8. Kongress Château Gaillard zu einem vollen Erfolg werden konnte, war nicht nur den Referenten zu verdanken, sondern vor allem den Organisatoren, den Herren Prof. Dr. Jansen und Dr. A. Herrnbrödt, welche die Exkursionen aufs sorgfältigste vorbereitet und die ganze Tagung geplant hatten. Der ausgezeichnete Verlauf der Veranstaltung wird in zwei Jahren den Schweizer Kollegen eine Verpflichtung sein, wenn sie das 9. Kolloquium Château Gaillard in Basel durchzuführen haben.

Der Festungsbau in der Alten Eidgenossenschaft vom 15. bis ins 18. Jahrhundert

Von Werner Meyer

In der älteren eidgenössischen Kriegsgeschichte spielt der Festungsbau eine auffallend untergeordnete Rolle. Die schriftliche Überlieferung des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit schweigt sich — abgesehen von den Stadtbefestigungen — über die Errichtung von Militärbauten in der Schweiz weitgehend aus. Wie ein Blick in die Landkarte oder ins Gelände selber zeigt, sind nach dem 15. Jahrhundert im Gebiet der Alten Eidgenossenschaft kaum Festungswerke von nennenswerter militärischer Bedeutung entstanden. Über ein paar Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, wird weiter unten zu berichten sein. Für dieses mehrheitliche Fehlen von Festungsbauten können allgemeine Gründe verantwortlich gemacht werden, zu welchen sich je nach Zeitalter noch einzelne zeitbedingte gesellen.

Die hohen Kosten wirkten sich in allen Jahrhunderten als Hemmnis für grössere Bauunternehmungen aus. In den Hoheitsgebieten einzelner eidgenössischer Orte beschränkte sich die regierende Obrigkeit meist auf das Allernotwendigste und sparte auch noch an diesem, und in den Gemeinen Herrschaften, die von mehreren eidgenössischen Orten turnusgemäss regiert wurden, erwies sich bei der Projektion von Wehranlagen das Problem der Kostenaufteilung als nahezu unlösbar.

Im ausgehenden Mittelalter, wo wir mit unserer Betrachtung einsetzen wollen, machte zudem die charakteristische alteidgenössische Kampfweise die Errichtung kostspieliger Wehrbauten weitgehend illusorisch. Der Kampf um feste Plätze lag den jugendlichen Schweizer Kriegern nicht, weder die geduldige Belagerung noch die zähe Verteidigung. Man bevorzugte den räuberischen Kleinkrieg oder suchte die Entscheidung in der offenen Feldschlacht, im Handgemenge mit Nahkampfwaffen. Die alteidgenössischen Krieger bildeten allenfalls ein Volk von Schlägern, aber kein Volk von Schützen, und schon gar kein Volk von Artilleristen. Im Kampf um feste Plätze offenbarte sich schonungslos die Schwäche der altschweizerischen Kriegsführung. Handstreich, gepaart mit List, getarnte Überfälle (Mordnächte u. dgl.) reichten in der Regel aus, um schwache Befestigungsanlagen oder geringe Besatzungen zu überrumpeln. Grössere Werke, die gut verteidigt waren, bildeten für die Eidgenossen oft unüberwindliche Hindernisse, während der sog. «Zusatzdienst», die Belegung eines festen Platzes über einen längeren Zeitraum hinweg, wegen des mangelnden Einsatzes nicht selten in die unglaublichsten Disziplinlosigkeiten ausartete. Unaufmerksamkeit, Fatalismus und Trunkenheit führten immer wieder zum Verlust strategisch wichtiger Positionen. Als bekannteste Beispiele seien etwa Weesen (1388) oder Bellinzona (1422) genannt. Umgekehrt entwickelten eidgenössische Besatzungen gegenüber einem Belagerungsheer mitunter einen ans Sinnlose grenzenden Heroismus. In Novara hielten es die Innerschweizer Kriegsknechte für unter ihrer Würde, vor dem mächtigen Belagerungsheer auch nur die Stadttore zu schliessen. Wenn die Eidgenossen im Spätmittelalter bei ihren gewaltsamen Vorstössen zahlreiche Burgen zerstörten, taten sie das nicht nur, um dem selbstherrlichen Feudaladel das Rückgrat zu



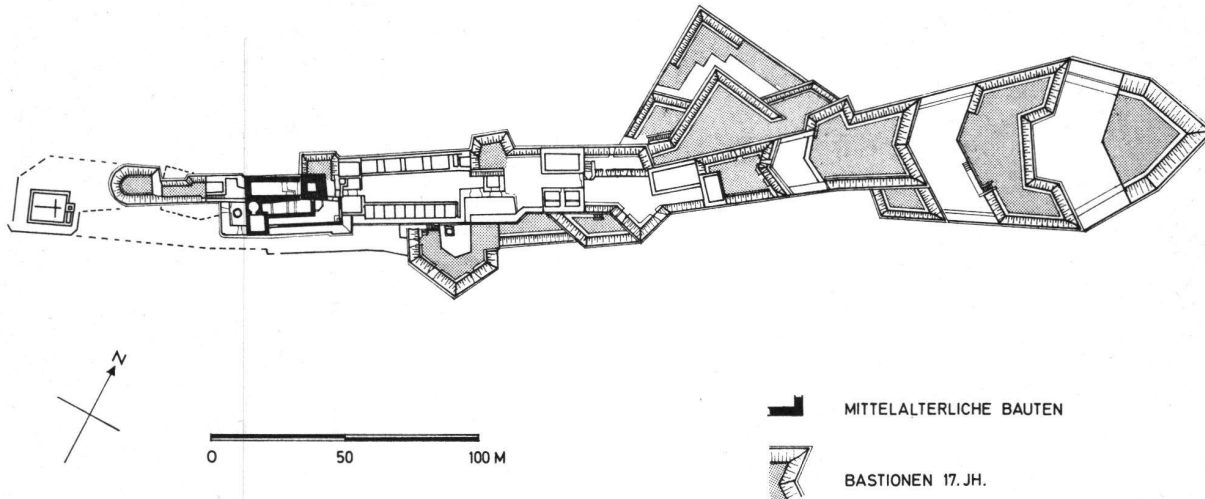
Dorneck, nach E. Büchel (Mitte 18. Jahrhundert)

brechen, sondern auch weil sie selbst für die meisten Ritterburgen keinen Verwendungszweck hatten. Eine Ausnahme bildeten jene Anlagen, die als Zentren der Landesherrschaft zu Landvogteisitzen umgebaut wurden.

Auf heutigem Schweizer Gebiet dürfte es im Mittelalter rund 3000 Burgen gegeben haben. Diese recht eindrückliche Zahl ist auf das 13. Jahrhundert zu beziehen, während für die folgenden Jahrhunderte eine stetige Abnahme der noch bewohnten Anlagen zu konstatieren ist. Die meisten Burgen scheinen im Verlaufe des 14. und frühen 15. Jahrhunderts verlassen und dem Zerfall preisgegeben worden zu sein. Nicht wenige Anlagen wurden nach und nach ihres Wehrcharakters beraubt und wandelten sich – je nach dem Stand und dem Vermögen ihrer Besitzer – zu unbefestigten Schlössern oder zu Bauernhäusern um. Die kriegerischen Zerstörungen dürfen in ihrer Gesamtzahl nicht überschätzt werden, dagegen wird es häufig passiert sein, dass eine Burg wegen einer natürlichen Ursache abbrannte und dann nicht mehr aufgebaut wurde. Gegen 1500 können wir für das Gebiet der Eidgenossenschaft folgende Situation im Burgenbau beobachten: Die meisten Burgen und Schlösser, die im Verlaufe des Hochmittelalters errichtet worden sind, liegen in Trümmern. Einige, wohl nicht mehr als zehn Prozent, sind noch bewohnt, befinden sich aber mehrheitlich in einem schlechten Zustand und haben keinen nennenswerten militärischen Wert. Andere Anlagen, vorwiegend solche, die als private Herrensitze dienen, werden zu komfortablen Schlössern ausgebaut. Auf verschiedene Burgen haben die eidgenössischen Orte ihre Hand gelegt und sie zu Landvogteisitzen, zu Zentren ihrer Territorialherrschaften, gemacht. Echte fortifikatorische Verbesserungen sollten in der Folgezeit nur noch auf diesen obrigkeitlichen

Burgen vorgenommen werden, und zwar handelte es sich – wie unten zu zeigen sein wird – meist um dürftiges Flickwerk. In der eidgenössischen Territorialpolitik spielten die Burgen eben selten eine militärische Rolle. Sie waren wichtig wegen des Landbesitzes und wegen der territorialherrschaftlichen und grundherrlichen Rechte, welche an sie gebunden waren und deren Bezugszentrum sie bildeten. Aber nur ganz wenige Anlagen vermochten die Regierungen der eidgenössischen Orte militärisch zu interessieren. Wenn auf einem Landvogteischloss bauliche Veränderungen vorgenommen wurden, dienten diese in der Regel der Verbesserung des Wohnkomfortes, oder sie hatten ausgesprochenen Repräsentativcharakter. Im Verlaufe der frühen Neuzeit empfand man auf manchen Landvogteischlössern die mittelalterlichen Wehreinrichtungen als unbequem und begann, sie nach und nach zu beseitigen. Zugbrücken wurden durch solide Steinbrücken ersetzt, Gräben schüttete man zu, baufällige Zinnen und Türme legte man nieder. Die obrigkeitlichen Burgen hatten somit vom späten 15. Jahrhundert an nur noch in Ausnahmefällen eine militärische Bedeutung, weshalb man sich bei Kriegsgefahr mit geringfügigen Verbesserungen begnügte. Landvogteischlössern drohte im Kriegsfall allenfalls eine Plünderung oder eine Zerstörung, der Wegnahme durch einen Feind mass man jedoch keine kriegsentscheidende Bedeutung bei. Deshalb schützte man sich beim Herannahen von Kriegslärm bloss vor Überraschungen, indem man die Zahl der Wachen um ein paar Knechte verstärkte und am zerfallenden Mauerwerk die notwendigsten Reparaturen ausführte. Wenn die Regierung gerade grosszügig aufgelegt war oder Grund zu besonderen Befürchtungen hatte, liess sie auch die Vorräte, Waffen und Munitionsbestände ergänzen. Dann und wann errichtete man einen neuen Wehrturm

FESTUNG AARBURG AG



Festung Aarburg, nach einem Plan aus der Mitte des 18. Jahrhunderts

(Homburg BL) oder eine neue Toranlage (Burgdorf BE). Im allgemeinen wurde gespart, wo es ging, und die Korrespondenzen der Landvögte sind voll von Klagen über den mangelhaften Zustand der ihnen anvertrauten Schlösser.

Dass man den obrigkeitlichen Burgen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, kann kaum verwundern, wenn man bedenkt, dass selbst die Stadtbefestigungen in nur unzureichendem Ausmass unterhalten und ausgebaut worden sind. Um 1500 waren die Befestigungsanlagen der meisten Schweizer Städte völlig veraltet, und die Anstrengungen, diesem Übelstand abzuwehren, wurden mit unterschiedlicher Intensität betrieben. Kleine Landstädtchen, die zum Untertanengebiet eines regierenden Ortes gehörten, wurden fortifikatorisch überhaupt nicht verstärkt, damit ihre Einwohner nicht in Versuchung gerieten, sich politisch zu emanzipieren. Bei den Hauptstädten fehlte es nicht an Versuchen, die Befestigungen zu modernisieren, aber die meisten Projekte wurden wegen der hohen Kosten entweder fallengelassen oder nur teilweise verwirklicht. Basel, das überhaupt nie grosse Lust bekundete, viel Geld in seine Wehranlagen zu stecken, liess den umfassenden Plan des Söldnerführers Schertlin von Burtenbach in einer Schublade verschwinden und begnügte sich mit dem Bau einiger Geschützbastionen. Grosszügigere Befestigungsanlagen wurden in Zürich, Bern und Freiburg errichtet. Die interessantesten Stadtbefestigungen des 16. Jahrhunderts entstanden jedoch in Solothurn und Schaffhausen. Mit dem Munot, einer gewaltigen Geschützbastion auf einem beherrschenden Hügel über der Stadt, hat sich Schaffhausen ein originelles Wahrzeichen geschaffen. Noch weiter ging Solothurn, das sich im 16. Jahrhundert mit einem neuartigen Mauerring umgab, der mit starken Türmen bewehrt war. Diese waren aus gewaltigen Quadersteinen gefügt, enthielten gewölbte Innenräume und waren mit Scharten und Plattformen für Artillerie verschiedenen Kalibers ausgerüstet.

Der Stadt Solothurn verdanken wir auch die Errichtung der einzigen Festung auf Schweizer Boden im

16. Jahrhundert. Zwischen 1543 und 1555 wurde Dorneck, ein Landvogteischloss in schlechtem Zustand, zu einer starken Festung umgebaut. Zwei grosse Bastionen bildeten das Kernstück des neuen Werkes, dessen Trinkwasserversorgung durch einen gegen achtzig Meter tiefen Sodbrunnen sichergestellt wurde. Man muss sich ernsthaft fragen, welche Umstände die kleine Aarestadt bewogen haben, einen dermassen kostspieligen Bau aufzuführen. Die Konfessionskriege im Reich und die Unruhen der Bauernkriege mögen zum Entschluss beigetragen haben, in erster Linie aber wird der drohende Konflikt mit Basel um die Landeshoheit im Jura Solothurns Bautätigkeit veranlasst haben. Die Festung hatte stets rein defensiven Charakter, und ihre Besatzung blieb auch in Zeiten der Gefahr so klein, dass sie zwar einer Belagerung hätte standhalten, aber keine Offensivunternehmungen hätte durchführen können. Festungsbauten gleichen Ausmasses sind für das 16. Jahrhundert in der Schweiz nirgends belegt, weshalb Dorneck in der Geschichte der eidgenössischen Militärarchitektur einen wichtigen Platz einnimmt.

Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts machte die eidgenössische Politik einen tiefgreifenden Wandel durch, der sich auch im Wehr- und Befestigungswesen niederschlagen sollte. Die Vollendung der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft, das Ende der territorialen Expansion und die konfessionelle Spaltung bewirkten eine aussenpolitische Stagnation, welche eine allmähliche Herausbildung der eidgenössischen Neutralitätspolitik zur Folge hatte. Anfänglich fehlte der Schweizer Neutralität eine klare völkerrechtliche Definition, was sich im militärischen Bereich besonders bei den Fragen des Grenzschutzes auswirkte. Während der Abschluss von Soldbündnissen nicht als Verletzung der Neutralität betrachtet wurde, herrschte Unsicherheit bei der Beurteilung des Durchmarsches fremder Truppen. Unter gewissen Umständen konnte ein solcher Durchmarsch mit dem damaligen Neutralitätsbegriff übereinstimmen. Andere Formen des Durchzuges, namentlich solche, die mit einem direkten Angriff



Landskron, Anblick von Südwesten. Wohnturm (13. Jahrhundert), Erweiterungsbauten (um 1515) und Trümmer der französischen Festung (Ende 17. Jahrhundert)

verbunden waren, durften nicht geduldet werden. Sie zu verhindern war eine wichtige Aufgabe des eidgenössischen Grenzschutzes. Dessen Hauptlast ruhte naturgemäss auf den Schultern der Grenzorte, wobei Basel und Solothurn, seit 1648 zwischen dem französischen Sundgau und dem österreichischen Fricktal eingeklemt, besonders exponiert waren. Das 17. Jahrhundert brachte der europäischen Militärarchitektur eine ganze Reihe grundlegender Neuerungen, nicht zuletzt als Folge der Verbesserungen im Artilleriewesen. An die Stelle einfacher Flankierungstürme traten vorstehende, eckige Bastionen, was den Festungswerken einen charakteristischen sternförmigen Grundriss verlieh. Zahlreiche Annäherungshindernisse und Vorwerke sollten den Gegner fernhalten. Unterstände sowie gewölbte Kammern und Gänge boten Schutz vor Beschuss durch Steilfeuergeschütze, während die ausgesprochen flachen Silhouetten der einzelnen Werke die Treffererwartung von Flachbahngeschützen verminderten. Neben dem traditionellen Mauerwerk, das in gewaltiger Stärke – bis 12 m – aufgeführt werden konnte, trat in zunehmendem Masse auch Erde, welche, gestampft und zu Wällen aufgeschüttet, gut vor feindlichem Feuer schützte. Diese neue Befestigungstechnik, in Italien und in den Niederlanden entwickelt und gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich durch Vauban vervollkommenet, fand auch Anwendung in der Eidgenossenschaft, und zwar vor allem bei den Stadtbefestigungen. Basel, von traditioneller Sparwut befallen, begnügte sich mit der Errichtung einiger Schanzen. Bern, das verteidigungstechnisch günstig

in einer Aareschleife lag, konzentrierte seine Anstrengungen auf die offene Westseite und liess einen starken Sperrgürtel aus Sternschanzen aufführen, welcher die taktisch wichtige Anhöhe bei der heutigen Universität einbezog. Mit einem ganzen Schanzensystem umgaben sich die Städte Solothurn und Zürich, wobei die Limmatstadt ihre Wehrbereitschaft durch einen für schweizerische Verhältnisse recht bedeutenden Artilleriepark unterstrich. Mit einem eindrucksvollen Festungsgürtel schützte sich auch die calvinistische Metropole Genf, nachdem der mit viel Glück abgewehrte Überfall Savoyens im Jahre 1602 die Bedeutung guter Verteidigungsanlagen deutlich aufgezeigt hatte.

Eigentliche Festungen im Sinne von militärischen Stützpunkten oder befestigten Garnisonsplätzen wurden von den Eidgenossen im 17. Jahrhundert nicht gegründet. Immerhin hat man bei drohender Kriegsgefahr einige Landvogteischlösser durch die Errichtung von vorgelagerten Artillerieschanzen und Bastionen zum Teil nicht unbeträchtlich verstärkt. Baden wurde auf diese Weise ausgerüstet, kleinere Anlagen entstanden auf Berner Landvogteisitzen, und auch der Bischof von Basel hielt es für ratsam, sein Residenzschloss Pruntrut gegen Norden durch ein Schanzensystem zu sichern.

Der Dreissigjährige Krieg (1618–1648) brachte der Eidgenossenschaft keine direkte Gefahr, dagegen wurde das mit den Eidgenossen verbündete Graubünden von den Kriegswirren aufs schwerste getroffen. Bekanntlich wollte Spanien über die Bündner Pässe Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz schaffen,

was Frankreich zu durchkreuzen versuchte. Diese aussenpolitischen Gegensätze führten zu einer verhängnisvollen Verschärfung der bereits bestehenden inneren Wirren. Spanische und französische Truppen lieferten sich in den Bündner Hochtälern blutige Gefechte, während sich die Bündner selbst, von wildem Parteihader zerrissen, gegenseitig abschlachteten. Während dieser anarchischen Zeit entstanden in Graubünden verschiedene neue Festungen, die den ausländischen Armeen als Stützpunkte dienten. Die unter dem Kommando des Herzogs Rohan stehenden Franzosen errichteten bei Landquart eine grosse Schanze – ihre Reste sind noch heute deutlich erkennbar –, und zur Sicherstellung der weitläufigen Verbindungen legten sie eine Reihe kleiner Werke an, von denen die Fortezza bei Susch als eindruckliche Ruine noch heute gut erhalten ist. Während aber die Bauten Rohans den Zusammenbruch des französischen Unternehmens nicht überlebten, mussten die Bündner in ohnmächtigem Grimm den Anblick des spanischen Stützpunktes bis gegen 1800 ertragen: Spanien hatte als Operationsbasis für seine Feldzüge im Veltlin am oberen Ende des Comersees, mitten in einem malariaverseuchten Sumpf, die riesige Festung Fuentes errichtet. Deren Schleifung sollte erst im Jahre 1796 erfolgen.

Hatte der Dreissigjährige Krieg die Eidgenossenschaft glücklich verschont, brachten die Auseinandersetzungen des Schweizerischen Bauernkrieges (1653) sowie der beiden Villmergerkriege (1656 und 1712) schwere innere Konflikte, die nicht ohne Auswirkung auf den Festungsbau blieben. Im Bauernkrieg kamen die Obrigkeiten freilich glimpflich davon, da die schlecht bewaffneten Bauern keine Möglichkeit hatten, die an sich fortifikatorisch veralteten Landvogteisitze anzugreifen. Im ersten Villmergerkrieg musste Bern erkennen, wie sehr seine Untertanengebiete im Aargau durch Angriffe aus der katholischen Inner-schweiz gefährdet waren. Deshalb liess die Berner Regierung in den Jahren 1657–1670 an der schmalsten Stelle ihres Territoriums, auf dem Felsen von Aarburg, eine gewaltige Festung bauen. Gestützt auf niederländische Vorbilder, beruhte das Projekt auf Entwürfen des Zürcher Generals Werthmüller. Ausgestattet mit mächtigen Bastionen, gedeckten Verbindungsgängen, unterirdischen Munitionskammern und zahlreichen Waffenstellungen, präsentiert sich die Festung noch heute als ein imposantes Baudenkmal. Bern durfte sich damals rühmen, über die einzige moderne Festung auf Schweizer Boden zu verfügen. In den katholischen Orten breitete sich auf die Kunde vom Berner Bauvorhaben auf Aarburg eine fieberhafte Erregung aus. Man fühlte sich durch dieses Werk bedroht und schmiedete Pläne, um das benachbarte Olten zu einer katholischen Gegenfestung auszubauen. Dieses Projekt scheiterte allerdings an der Kostenfrage sowie am Widerstand Solothurns, das kein Interesse bekundete, die ohnehin schon widerspenstige Stadt Olten durch den Bau starker Festungswerke zur Aufsässigkeit noch zu ermuntern. Die Aufregung legte sich allmählich, als man erkannte, dass Bern aus Spargründen seine neue Festung nur unzureichend mit Mannschaft und Geschütz ausrüstete.

Unruhe erzeugte auch der Bau von ausländischen Festungen in Grenznähe. Unter Ludwig XIV. hatte sich Frankreich an die Schweizer Grenze herangeschoben. 1648 war bereits der österreichische Sundgau französisch geworden, und 1678 wurde die Freigraf-

schaft zu Frankreich geschlagen, nachdem sie 1668 von Ludwigs Truppen besetzt worden war. Damals, beim Einmarsch Frankreichs in die Freigrafenschaft, hatte man die plötzliche Nähe der Grossmacht als eine schwere Bedrohung empfunden und zur besseren Wahrung des Grenzschutzes das sog. «Defensionale» unterzeichnet, einen Vertrag, der alle eidgenössischen Orte verpflichtete, sich an der Verteidigung der äusseren Grenzen zu beteiligen. Merkwürdigerweise findet sich im ganzen Vertragswerk kein Hinweis auf die Errichtung von Grenzbefestigungen. Offenbar überliess man den Festungsbau mit all seinen finanziellen Konsequenzen ganz dem Kompetenzbereich der einzelnen Orte. Das Fehlen von Bestimmungen im Defensionale über den Bau von festen Plätzen wog um so schwerer, als der neue Nachbar Frankreich in unmittelbarer Grenznähe mehrere grosse und starke Festungen errichten liess. Am wichtigen Juraübergang von Pontarlier nach Neuenburg entstand das Fort de Joux, einen knappen Kanonenschuss nördlich von Basel wurde die Festung Hüningen gebaut und mit einem rechtsrheinischen Brückenkopf verstärkt, und im Leimental, nahe der solothurnischen Grenze bei Mariastein, erhielt die Burg Landskron neue Geschützbastionen, ein starkes Hornwerk sowie zahlreiche Wälle und Gräben. All diese Festungsbauten beunruhigten die Tagsatzung nicht wenig. Den Zusicherungen des französischen Königs, diese neuen Werke seien in keiner Weise gegen die Schweiz gerichtet, wollte man um so weniger Glauben schenken, als der österreichische Gesandte auf der Tagsatzung nicht müde wurde, vor der Bedrohung zu warnen, welche von den drei Festungen ausgehe. Doch fruchteten alle Bemühungen der Eidgenossen nichts. Die drei französischen Werke blieben stehen, so dass Österreich gezwungen war, seinerseits das Städtchen Rheinfelden zur Festung auszubauen. Den Baslern war es mit ihren jämmerlichen Stadtmauern selbstverständlich alles andere als wohl, zwischen zwei Festungen europäischer Grossmächte zu liegen. Die ungemütliche Situation zeigte sich deutlich im Spanischen Erbfolgekrieg, als 1709 General Mercy von Rheinfelden aus einen Angriff auf den französischen Sundgau unternahm und dabei den kürzesten Weg über Schweizer Boden benützte. Weitere Vorfälle ähnlicher Art liessen über die Unzulänglichkeit des eidgenössischen Grenzschutzes und das Versagen des Defensionales keinen Zweifel aufkommen. Konsequenzen wurden jedoch nicht gezogen. Im Gegenteil, das eidgenössische Heerwesen ging im Verlaufe des 18. Jahrhunderts einer immer stärkeren Zerrüttung entgegen. Ansätze zu Reformen blieben in den Anfängen stecken. Demgemäss kam es in diesem Jahrhundert auch zu keinen nennenswerten Anstrengungen auf dem Gebiet des Festungsbau mehr. Als 1798 die Alte Eidgenossenschaft unter den Schlägen der französischen Revolutionsarmeen wie ein Kartenhaus zusammenbrach, wurde kein einziger fester Platz, nicht einmal Aarburg, ernsthaft verteidigt. Die alten Burgen und Stadtbefestigungen hatten, wie die alte Ordnung, ihre Rolle für immer ausgespielt.

Bibliographische Hinweise

Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede. Serie 1245–1798. Verschiedene Erscheinungsorte 1839–1890.

Register s. v. Aarburg, Baden/Stein, Bellinzona, Hüningen, Joux, Landskron

Edgar Bonjour: Geschichte der schweizerischen Neutralität. Bd. 1, Basel 1965

Walther Merz: Die mittelalterlichen Burgen und Wehranlagen des Kantons Aargau. Bd. 1, Aarau 1906, 55 ff. (Aarburg)

Friedrich Pieth: Die Feldzüge des Herzogs Rohan im Veltlin und in Graubünden. Bern 1905

Johann Rudolf Rahn: Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Cantons Solothurn. Zürich 1893

Walter Schaufelberger: Der Alte Schweizer und sein Krieg. 2. Aufl. Zürich 1966

Schweizer Kriegsgeschichte, Hefte 1–12, Bern 1912–1935

Hugo Schneider zum 60. Geburtstag

Lieber Hugo,

im Namen des Schweiz. Burgenvereins gratuliere ich Dir herzlich zu Deinem 60. Geburtstag am 29. November 1976. Wer Dein reiches wissenschaftliches Werk überblickt, erkennt, dass hier eine jahrzehntelange Forschertätigkeit ihre Früchte getragen hat. Es ist hier nicht der Ort, Deine grossen Verdienste um das Schweiz. Landesmuseum und die historische Waffen- und Kostümkunde zu würdigen. Auch Deine Tätigkeit auf verantwortungsvollem Posten in der Schweizer Armee lässt sich hier nicht darstellen. Mit grossem Dank erwähnen wir aber Deine Verdienste um die Mittelalter-Archäologie und die Burgenforschung. Mit echtem Pioniergeist hast Du der wissenschaftlichen Burgenarchäologie in der Schweiz den Weg bereitet. Wenn der Schweiz. Burgenverein heute eine wissenschaftliche Gesellschaft von internationalem Ansehen ist, beruht das auf Deiner sechzehnjährigen Tätigkeit als Präsident. Hoffentlich kannst Du Deine erfolgreiche Arbeit noch lange fortsetzen.

Alles Gute wünscht Dir Dein Werner Meyer

Stammtischrunde Zürich des Schweizerischen Burgenvereins

Veranstaltungen ab November 1976

18. November:

Herr Leon Junod: Neuenburger Schlösser (Vortrag mit Bildern)

9. Dezember:

Klausabend, freies gemütliches Zusammensein

20. Januar:

Frl. M.-L. Boscardin: Der Kampf um feste Plätze in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft

17. Februar (voraussichtlich):

Herr Joh. Jak. Zemp: Ein Maler auf Entdeckungsreise in Island

Ort und Zeit: Speisesaal 1. Stock Restaurant «Bahnhof» Stadelhofen, ab 19.00 Uhr. Beginn der Vorträge: 20.15 Uhr.

Mit freundlichen Grüßen

Max Gerstenkorn, Etzelstrasse 3
8038 Zürich, Tel. 45 11 37

Eintägige Exkursion nach Solothurn 20. November 1976

Die Herbstexkursion 1976 führt uns nach Solothurn. Nach einem kleinen Rundgang durch die Altstadt werden wir das neu eingerichtete Alte Zeughaus mit seiner grossartigen Waffensammlung besichtigen.

Programm

12.45 Uhr Mittagessen im Restaurant Falken (Nähe Bahnhof).

15.00 Uhr Besammlung vor der St. Ursen-Kathedrale, wo auch diejenigen Teilnehmer zu uns stossen, die nicht am Mittagessen teilnehmen wollen. Anschliessend Rundgang durch die Altstadt und Besichtigung des Alten Zeughauses.

Kosten (Mittagessen und Eintritt): ca. Fr. 20.—.

Leitung: W. Meyer.

Anmeldung: Mittels Karte bis zum 12. November an die Geschäftsstelle.

Ende der Veranstaltung: ca. 17.30 Uhr

Bahnverbindungen:	Basel ab	10.41
	Zürich ab	11.14
	Luzern ab	11.04
	Solothurn an	12.22
	Bern ab	11.10
	Solothurn an	11.52

Stammtischrunde Bern des Schweizerischen Burgenvereins

Veranstaltungen ab November 1976 bis Januar 1977

Montag, 8. November 1976

Herr W. Hochuli, Küsnacht ZH; Südwestfrankreich (Aquitanien), Herbst 1970 (Dias)

Montag, 13. Dezember 1976

Frau M. Ritter, Riehen: Burgen und Schlösser in Schottland (Dias)

Montag, 10. Januar 1977

Herr E. Tschudi, Bern: Das Schloss Gräpplang SG (Dias — Herr Tschudi ist ein Nachkomme der einstigen Besitzer des Schlosses)

Montag, 14. Februar 1977

Herr Hans Waldmeier, Basel: Die Kärntenfahrt der Burgenfreunde beider Basel (Dias)

Unsere Veranstaltungen finden weiterhin im Café Beaulieu, Erlachstrasse 3 (Bus Nr. 12, Haltestelle Uni, Falkenplatz), statt, Vorträge im Säli. Beginn der Vorträge 20.00 Uhr. Die Besucher sind gebeten, die Konsumationen vor 20.00 Uhr zu bestellen, um Störungen der Vorträge zu vermeiden. Wer es einrichten kann, findet sich bereits ab 18.00 Uhr im Restaurant ein, zu einem Abendschoppen oder einem gemeinsamen Abendimbiss.

Mit freundlichen Grüßen

Hans Streiff
Waldheimstrasse 8
3012 Bern, Tel. 031 23 50 40